

**DIE DRÜCKENDE LAST DER
MITTELMÄSSIGKEIT: BETRACHTUNGEN
ZU ROBERT SCHNEIDERS ROMAN
*DIE OFFENBARUNG***

Maria ROXIN
Universitatea de Vest din Timișoara

maria.stanga@e-uvvt.ro

The Heavy Burden of Being Ordinary. Considerations on Robert Schneider's Novel *Die Offenbarung*

DOI: 10.35923/AUTFil.60.12

The Austrian writer Robert Schneider had significant success with his first novel *Schlafes Bruder/ Brother of Sleep*, which sold about one million copies and was translated into over 36 languages. The following novels were not nearly as successful, although they had a favourable reception from the reading public. This paper explores how Schneider describes the destructive dimensions of ideals in his sixth and so far latest novel, *Die Offenbarung/ The Revelation*. Whereas most of Schneider's characters are usually geniuses and thus outsiders or misfits, Jakob Kemper, the protagonist of the novel *Die Offenbarung*, is characterized precisely by the lack of any feature that could take him out of anonymity. Kemper's fear of being ordinary generates an endless number of failures. His whole existence is described as a long chain of humiliating personal and professional situations, defeats, and rejections. At the same time, this novel represents Robert Schneider's attempt to reply with self-irony and disarming humour to his vocal critics, who often placed his works at the edge of trivial literature.

Keywords: *destructive ideals; perfectionism; complex of inferiority; failure; marginality; self-irony.*

Der österreichische Schriftsteller Robert Schneider erlangte bereits mit der Veröffentlichung seines Debütromans *Schlafes Bruder* (1992) internationale Anerkennung. Mit seinen nächsten Romanen, *Die Luftgängerin* (1998) und *Die Unberührten* (2000), die zusammen mit *Schlafes Bruder* die *Rheintalische Trilogie* bilden, konnte Schneider aber nicht mehr an den

eklatanten Erfolg seines Erstlingswerkes anknüpfen. Auch für die Novelle *Der Papst und das Mädchen* (2001) und die Romane *Schatten* (2002) und *Kristus* (2004) erntete der Autor größtenteils negative Kritik. Erst *Die Offenbarung* (2007), Schneiders bis jetzt letzter Roman, fand eine wohlwollendere Aufnahme. Die meisten Rezensenten begrüßten Schneiders Verzicht auf seinen emphatischen Stil und hoben die gelungene Komposition des Buches und den humorvollen Ton hervor. Peter Mohr schlussfolgerte z. B. am Ende seiner Rezension, dass der Autor „offensichtlich über kleine Umwege zu sich selbst zurückgefunden [habe] – zum unpräzisen, spannenden Geschichtenerzähler.“¹ Auch Ulrich Steinmetzger äußerte sich positiv zu diesem „witzigen, leichthändigen, gut zu lesenden, satirischen Musik- und Zeitroman“ (Steinmetzger: 2007). Bemerkenswert wäre noch, dass *Die Offenbarung* sich von den bisherigen Werken Schneiders nicht nur durch die Schreibweise unterscheidet, sondern auch durch das Thema, das sich durch den gesamten Roman zieht: die zerstörerischen Folgen idealisierter Erwartungen.

Bereits zu Beginn des Romans kündigt der auktoriale Erzähler dem Leser die „Chronik eines fortlaufenden Scheiterns, das Tagebuch eines vergeblichen Tuns“ (Schneider 2009: 7) an. Nach und nach enthüllt sich die Lebensgeschichte Jakob Kempers, eines 45-jährigen Naumburger Organisten und Klavierlehrers, „dem alles misslungen sei“ (Schneider 2009: 7). Rückblickend stellt Kemper mit großer Bitterkeit fest, dass seine ganze Existenz im Zeichen der Anonymität und der Geringschätzung seitens der Familie und der gesamten Gesellschaft stehe. Zunächst bleibt ihm das Recht auf einen eigenen Geburtstag versagt, weil Kemper gerade „am Heiligen Abend! Im Schatten des Allerhöchsten“ (Schneider 2009: 8) geboren wird. Seitdem führt er ein „verpfushtes Leben“ (Schneider 2009: 8) und die Aussicht auf eine positive Wendung wird immer unwahrscheinlicher. Doch einige Tage vor seinem 45. Geburtstag macht Kemper eine Entdeckung, die sein „kleines sinnloses Leben verändern wird“ (Schneider 2009: 74). Während des Orgelunterrichts schleicht Leo, sein kleiner Stiefbruder, in das Gehäuse der Orgel und stößt auf eine schwarze Damen-Reisetasche, die er Kemper reicht. So entdeckt dieser eine bisher unbekannte Partitur Johann Sebastian Bachs, die *Apocalypsis Beati Ioannis Apostoli Oratorio*. Diese mysteriöse Komposition, die magische Kräfte besitzt, kann sowohl vergangene als auch zukünftige Ereignisse offenbaren und

¹ <https://titel-kulturmagazin.net/2008/04/24/roman-robert-schneider-die-offenbarung/> (12.09.2022).

wird Kemper Einsicht in seine Vergangenheit gewähren. Erinnerungssequenzen aus der Kindheit drängen allmählich in sein Bewusstsein:

„Aber die Himmelmusik, die Bach komponierte, machte Kemper nicht froh. Sie erinnerte ihn an sein kleines, missglücktes Leben, und er konnte sich nicht erklären, weshalb. In den chromatisch auf- und niedersteigenden Motiven der Oboe d’amore erkannte er sein eigenes Schluchzen wieder, fühlte sich in die schwülen Sommerabende der Kindheit zurückversetzt, da es draußen noch hell war, er bei verdunkelten Fenstern wach lag, die Umarmung der Mutter entbehrend, stundenlang auf das Geräusch ihrer Schritte wartete, bis er schließlich doch einschlief, ungeküstet. In den dissonanten, schneidenden Einschüben dreier Hörner meinte er das schmetternde Organ des Vaters zu hören, wie es ihn anherrschte, sein Denken und Fühlen zu korrigieren, sich zu bessern, endlich ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden.“ (Schneider 2009: 162-163).

Wie aus der oben angeführten Passage hervorgeht, leidet Kemper an einem eindeutigen Minderwertigkeitskomplex. Im Laufe des Romans stellt sich heraus, dass es einen engen Zusammenhang zwischen Kempers Kindheitstraumen und seiner gescheiterten Existenz gibt (vgl. Stângă 2010: 224-225). Als Zweitgeborener lebt Jakob Kemper im Schatten des älteren Bruders Karl, dem die Eltern ihre ganze Zuneigung schenken. Aus diesem Grund schlussfolgert Jakob, dass sein Bruder unübertrefflich, einzigartig und ihm an Intelligenz und Talent überlegen sei. In einem Gespräch, das er nach der Entdeckung der Partitur mit dem Pfarrer Dielsch führt, kommen seine innigsten Gedanken zum Vorschein:

„Wissen Sie, Karl war der Lieblingssohn meiner Eltern. Ein richtiger Kemper. Er war schnell, gewandt, stark, mutig. Das alles war ich nicht. Mir fiel nichts in den Schoß. Ihm alles. Ich erinnere mich, welche Mühe ich mit dem Rechnen hatte. Als uns die Mutter das Schönschreiben beibrachte, schrieb er immer schneller, flüssiger, eleganter. [...]. Wie habe ich Karl um Zärtlichkeiten meiner Mutter beneidet! In allem war er besser und weiter als ich. Sogar im Singen. Sogar in der Musik. Er war mein Idol. Ich wollte so sein wie er. Dafür hasste ich ihn. [...].“ (Schneider 2009: 253-254).

Der ältere Bruder ist folglich Vorbild und Hassobjekt zugleich. Diese ambivalente Haltung Karl gegenüber führt zu der Entstehung bedrückender Schuldgefühle, die durch den Tod des Bruders noch mehr verschärft werden. Die Umstände dieses Todes sind aber ein Tabuthema für die ganze Familie und Jakob Kemper selbst unterdrückt lange seine Erinnerungen:

„Zu Hause wurde nicht darüber geredet. Wenn ich nach Karl gefragt habe, herrschte eisiges Schweigen. Mein Vater weigert sich bis heute, darüber zu sprechen. Ich dringe nicht zu ihm durch. Es ist merkwürdig. Jahrzehntelang habe ich nicht mehr an meinen Bruder gedacht. Ich habe ihn beinahe vergessen. Vermutlich habe ich seinen Tod verdrängt. Doch seit einigen Wochen ist er wieder da. Etwas Altes ist da. Es hat Macht über meine Gedanken. Es quält mich mit bohrenden Fragen.“ (Schneider 2009: 252).

Der autoritäre Vater demütigt ihn ständig und beachtet kaum seine Meinungen und Wünsche. „Weil das Land Bauern und Arbeiter brauch[t] und er selbst einen Nachfolger“ (Schneider 2009: 14), wird Kemper gezwungen, einen Beruf zu erlernen, den er verabscheut. Der Protagonist macht eine Bürstenbinderlehre, obwohl er sich der Musik widmen möchte. Trotz seiner Bemühungen kann Jakob die von seinem Vater gesetzten Ziele nicht erreichen, sodass er allmählich einen Minderwertigkeitskomplex entwickelt. Die Teilnahmslosigkeit der Mutter trägt wesentlich zur Verschärfung seiner Situation bei.

Seine Minderwertigkeitsgefühle sind so tief verankert, dass Jakob Kemper sie durch ein übersteigertes Streben nach Ruhm zu kompensieren versucht. So lässt sich auch Kempers „Hang zum Monumentalen“ (Schneider 2009: 22), der sein ganzes Leben beherrscht, erklären.

Die gestörten Familienbeziehungen stellen große Hemmnisse für die Entwicklung des Protagonisten dar. Er zeigt wenig Interesse an sozialen Interaktionen, führt ein zurückgezogenes, sogar ereignisloses Leben und widmet sich ganz seiner „Karriere“. Kemper meidet jeden Kontakt zu den anderen Bewohnern der Kleinstadt und isoliert sich absichtlich durch sein schäbiges Aussehen:

„Bekleidet war er mit einem schlabbrigen, viel zu kurzen, aber warmen Wollmantel – der Komponist Schostakowitsch soll ihn getragen haben, als sich das Verhältnis zu Jossif Stalin empfindlich abzukühlen begann. [...]

Dazu trug er einen wohl ehemals blauen, schon sehr von Motten durchlöcherten Schal – ein Relikt aus der Lehrzeit bei Wölfer –, unterm Arm die speckige Schultasche aus der Grundschulzeit und auf dem Kopf die für ihn so typische grüne Baskenmütze. So kannte man ihn in der Stadt. Von den einen belächelt, von den meisten nicht zur Kenntnis genommen. Eben ein Künstler.“ (Schneider 2009: 42-43).

Das Verhalten der Hauptfigur wirkt häufig absonderlich, sodass auch die meisten Naumburger eine distanzierte Haltung ihm gegenüber

aufweisen. Trotz seiner deutlichen Ausgrenzung ist Kemper stets höflich. Auch die Körperhaltung zeigt seine Unsicherheit und ein ausgeprägtes Unterlegenheitsgefühl:

„Jakob wuchs zu einem langaufgeschossenen jungen Mann heran. Schön war er nicht mit seinem blassen Teint, dem kärglichen Bartwuchs, der zu kurzen Nase und der bereits beginnenden Stirnglatze. Außerdem machte er stets einen Buckel, weil es ihm unangenehm war, ja sogar peinlich, die meisten um Kopfeslänge zu überragen, und das verlieh ihm ungewollt eine devote Haltung. Dafür hatte er eine sanfte, wohlklingende und durchaus männliche Stimme.“ (Schneider 2009: 18).

Je mehr der Vater ihn demütigt, desto größer wird Kempers Geltungsstreben. Nachdem er seine musikalische Begabung entdeckt hat, verfolgt er ehrgeizig sein Ziel, sich im Musikbereich zu etablieren. Die endlose Reihe der gescheiterten Versuche beginnt mit dem Entschluss, Komponist zu werden. Voller Enthusiasmus studiert Kemper Klavier, Orgel und liest musiktheoretische Schriften. Ironischerweise verliebt er sich in Eva Ücker, eine verführerische, jedoch amusische Frau. Er widmet ihr sogar sein erstes Musikwerk, *Kw 1 (Kemperwerk eins)*. Eva zeigt sich davon wenig beeindruckt, sodass Kemper „allein mit sich und seiner Kunst“ (Schneider 2009: 19) bleibt. Das erfolglose *Kw 1* wird aber von einem *Kw 2* gefolgt, das den Titel *Sinfonie der Arbeitermütter* trägt. Der Komponist Paul Dessau, dem er seine Partitur zukommen lässt, schickt die Komposition zurück und behauptet, dass er sich aus „Gründen der Höflichkeit“ (Schneider 2009: 21) zum Werk nicht äußern könne. Nach diesem Misserfolg tauchen die ersten Selbstmordgedanken auf, aber der junge Kemper findet eine neue Möglichkeit, Ruhm zu erlangen. Er beginnt, von einer Dirigentenkarriere zu träumen. Doch dieser Traum geht auch nicht in Erfüllung. Nachdem er vom Dach der Wenzelskirche, das er zu reparieren versucht hat, beinahe herunterfällt, kommt er auf den Gedanken, das *Collegium Musicum Naumburgensis* zu gründen, das Bachs Kompositionen aufführen sollte. Trotz der mühevollen Vorbereitungen für die erste Aufführung ist das Konzert ein Fiasko.

Kemper wird aber nicht nur im beruflichen, sondern auch im privaten Leben mit Schwierigkeiten konfrontiert. Die Heirat seines Vaters mit Eva, der Frau, in die Jakob Kemper jahrelang hoffnungslos verliebt war, ist die „furchtbarste Demütigung“ (Schneider 2009: 29) seines Lebens. Der Protagonist entfernt sich also endgültig von seinem Vater und widmet sich der Forschung:

„Nachdem er als Komponist ersten Ranges gescheitert war, dann als Maßstäbe setzender Bach-Dirigent, schließlich als Orgelvirtuose von europäischem Format, wandte er sich der Forschung zu. Wissenschaftler wollte er werden, ein bahnbrechender Bachforscher. Nichts weniger.“ (Schneider 2009: 30).

Auch in diesem Bereich stößt er auf zahlreiche Schwierigkeiten. Man verweigert ihm den Zugang zu Notenhandschriften und die Forscher, Archivare und Bibliothekare, mit denen er in Kontakt kommt, demütigen ihn stets. Während er sich auf die Forschung konzentriert, ereignen sich wichtige soziale Wandlungen, die Kemper kaum wahrnimmt. Den Fall der Berliner Mauer und die Auflösung der DDR betrachtet er als nebensächliche Ereignisse. Dies ist ein weiterer Hinweis auf seine Entfremdung:

„Gewiss, er war nicht so uninformiert gewesen, nicht zu ahnen, dass in Bälde etwas geschehen würde. Und wie alle anderen hatte auch er Westfernsehen gesehen. Unter Bälde verstand er jedoch einen Zeitraum von zehn, vielleicht fünfzehn Jahren, und der allgemeinen Euphorie mochte er sich nicht anschließen. Zu oft war er vom Leben enttäuscht worden, und das Wort Zukunft hatte in seinem Fall nie Besserung bedeutet.“ (Schneider 2009: 33-34).

Kempers Teilnahmslosigkeit, die mangelnde Reaktion auf aktuelle Ereignisse zeugen von einem auf sich selbst konzentrierten Individuum und dessen gestörtem Verhältnis zur Umwelt. Darüber hinaus verschlechtert sich auch die Beziehung zu seinem Vater, dem er immer häufiger widerspricht. Jakob überwindet die Etappe des stummen Protests, aber die Wut gegenüber seinem brutalen Vater kommt erst mit dessen unheilbaren Krankheit zum Vorschein. Endlich gelingt es dem Protagonisten des Romans, sich von der Autorität des Vaters zu befreien. Die Minderwertigkeitsgefühle, die auf die Brutalität und Gefühllosigkeit des Vaters zurückzuführen sind, scheinen jedoch unüberwindbar zu sein:

„Stumm betrachtete er den Vater, und er kam ihm plötzlich winzig vor. Nichts war mehr da von dem einst wuchtigen, vor Selbstherrlichkeit strotzenden Mann. Ein Zwerg war es, der mit leicht zittrigem Kopf eingesunken im Sessel saß, mit blutleeren, schmalen Lippen und unförmigen, von der Gicht verkrüppelten Fingern.“ (Schneider 2009: 217).

Das einzige Familienmitglied, zu dem Kemper eine gute Beziehung hat, ist Leo, sein Halbbruder. Kemper übernimmt die Beschützerrolle des Vaters und versucht sich Leo gegenüber, mit „Achtung, Respekt“ (Schneider 2009:

40) zu verhalten, um diesen vor einem ähnlichen Schicksal zu schützen. Nichts bereitet ihm mehr Freude als die Tatsache, dass Eva den kleinen Leo „so ganz gegen den Willen des Alten ausgerechnet bei ihm, Kemper, Klavier lernen“ (Schneider 2009: 40) ließ. Er bringt Leo das Klavier- und Orgelspielen bei und rät ihm stets, seinen eigenen Weg zu gehen. Einer der größten Wünsche Kempers ist, das Vorbild seines Bruders zu werden. Einerseits versucht Kemper auf diese Weise, die Autorität seines Vaters zu schwächen, denn Leo verbringt auch außerhalb des Musikunterrichts viel Zeit mit seinem älteren Bruder. Andererseits gehen seine Absichten weit über die Unterminierung der väterlichen Autorität hinaus. Alle seine Handlungen stellen Versuche dar, zum Gegenbild seines strengen, gefühllosen Vaters zu werden.

Leo ist jedoch nicht der einzige, der Kemper sich emotional nähert. In einem Reisebüro lernt er die 36-jährige Lucia Lübke kennen, die sich ihm gegenüber von Anfang an wohlwollend und höflich zeigt. Bis zu einem gewissen Punkt fungiert Lucia als Parallelfigur zu Kemper. Auch sie hat eine Reihe von Misserfolgen erlebt und ist zum Opfer idealisierter Erwartungen gefallen. Im Streben nach gesellschaftlich und kulturell vorgegebenen Zielen wird sie unfähig, das Leben zu genießen:

„Oh, wie sie es hasse, immer wieder bei null anfangen zu müssen, sagte sie nach einer Weile. Sie sei es endgültig leid, enttäuscht zu werden. Immer nur zu geben und nichts dafür zu bekommen. Im Grunde sei ihr Leben ein Desaster. Sie könne machen, was sie wolle, sie kriege es nicht in den Griff. Alles, was sie anfasse, gehe schief. Beziehungsmäßig. Nichts habe sich erfüllt.“ (Schneider 2009: 258).

Dem unglücklichen, vom Missgeschick verfolgten Protagonisten wird im letzten Kapitel des Romans auch eine Kontrastfigur gegenübergestellt. Mittels einer Analepse erfährt der Leser, dass die magische Partitur tatsächlich eine Schöpfung Johann Sebastian Bachs sei. Der berühmte Komponist reist 1746 nach Naumburg, um eine für die Wenzelskirche gefertigte Orgel zu prüfen. Er wird von Altnickol, seinem zukünftigen Schwiegersohn, und Silbermann, einem der bekanntesten und begabtesten Orgelbauer der Barockzeit, begleitet. Auf dem Weg nach Naumburg zeigt Bach eine weniger angenehme Facette seiner Persönlichkeit. Der geniale Bach erweist sich als ein griesgrämiger Misanthrop, der Altnickol stets beleidigt und demütigt. Das alternde Genie zeigt sogar paranoische Züge:

„»Itzo vergeht mir die Geduld!«, brauste der Alte auf, riss die Perücke vom Haupt und warf sie in seine Reisetasche. Er packte Altnickol beim Ohr, zerrte ihn fast bis auf den Boden des Kutschenkastens. »Hab doch laut und vernehmlich gesagt, du sollst dich nicht in unseren Disput hineinmengen!« Altnickol winselte, hielt sich die Hände vors Gesicht.

»Bach!« rief Silbermann erschrocken. »Seien Sie doch nicht so scharf! Wie können Sie sich nur so gegen ihn benehmen? Er ist Ihr aufrichtiger Diener und liebt Sie«

Bach ließ Altnickols Ohr los. »Aufrichtig? Lieben? Er hasset mich, der Hund. Ich schlage ihn, er aber leckt mir die Hand, wedelt mit dem Schwanz, schleicht mir hinterdrein. Sehen Sie nur in seine falschen, untreuen Augen, Monsieur! Erkennen Sie darin nicht sein verdorbenes Herz? Er will das Geheimnis meiner Kunst rauben. Und wenn er es gefunden zu haben vermeint, wird er diese Hand, die ihn füttert, zerfleischen.« (Schneider 2009: 272).

Der obsessive Gedanke, dass jemand die Geheimnisse seiner Musik dechiffrieren könnte, ist zum Teil begründet. Seine Komposition, die er vor allen geheim hält, entschlüsselt „[d]ie Gesetze, die Himmel, Sonn’ und Stern in ihrer Bahn bewahren!“ (Schneider 2009: 276) und kann demjenigen, der sie liest, Vergangenes wie Zukünftiges offenbaren. Nachdem Altnickol beim Lesen der Partitur sein Todesjahr erfahren hat, beschließt er, diese gefährliche Komposition ins Orgelgehäuse zu verstecken.

Ebenso verehrt wie gefürchtet fungiert Bach als autoritäre und sanktionierende Instanz. Das mürrische Genie scheint diesen Status zu genießen. Wie Walter Kemper, der Vater des Protagonisten, übt auch Bach einen starken Druck auf seine Bekannten, besonders auf seinen Schwiegersohn aus. Dieser lebt in seinem Schatten und muss sich dem genialen Bach fügen. Altnickols unterwürfiges Verhalten beruht jedoch im Gegensatz zu Jakob Kempers Haltung gegenüber seinem tyrannischen Vater auf der Verehrung für Bachs Genialität. Die defizitäre Beziehung des Protagonisten zu seinem Vater wird demzufolge auf eine andere Ebene projiziert, die anhand der magischen Kräfte der Partitur zum Vorschein kommt.

Schneider montiert in geschickter Weise stereotype Wendungen, klischeehafte und fast mythisierende Vorstellungen von Genialität, Ausschnitte aus Briefen Bachs oder seiner Zeitgenossen². Dadurch dekonstruiert der

² Schneider selbst weist in einem Interview darauf hin, dass das letzte Kapitel des Romans größtenteils aus Brieffragmenten zusammengesetzt ist (vgl. <https://www.vol.at/robertschneider-iminterview/news-20091001-11062330>). In der 1880 von Carl Hermann Bitter veröffentlichten Biografie Johann Sebastian Bachs finden sich z. B. Informationen über

Autor das Bild des empfindsamen Künstlers und parodiert die bedingungslose Hochachtung für das schöpfende Genie, dass sich als egoistisch und rücksichtslos erweist:

„»Schluss mit dem Gewäsch!«, fuhr Bach grob dazwischen. Er habe es pressant und wolle das Orgelwerk examinieren. Wie man ihn zu bezahlen gedächte? In leichtem oder schwerem Gelde? Ob für Discretion und Beköstigung gesorgt sei? Für Merseburger Bier, blanken Wein, Coffee und Canasder-Tobak?“ (Schneider 2009: 278).

Besonders humorvoll gestaltet ist auch Bachs Lamentieren über seinen schwierigen Lebensweg und das Verfehlen seines Jugendziels, Jurist zu werden. Die Hauptfigur und der weltberühmte Komponist scheinen letztlich doch etwas gemeinsam zu haben: Beide wurden zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens Opfer der sozialen Zwänge:

„Wenn er sein Leben von der Wurzel her bedenke, habe es ihn nur molestiert und gekränkt. Die Wurzel, das seien seine Voreltern gewesen, die ihre Kücklein zu nichts als zur Musique turbiert hätten. Der liebenswerte Freund, dem seine Fata bekannt seien, werde das nicht leugnen. Er habe von Kindesbeinen an nur brav in dieser Materia exerzieren müssen, hätte lieber die Juristerei erlernt anstatt den Contrapunct und Fantasien für die geschwinde Faust. [...] Ein Musicus [...] habe er nie und nimmer sein wollen. Punctum. [...]

Wo habe er hinauswollen? Ah, er entsinne sich wieder! Sein Wandel auf dieser Welt sei nichts als eine fort und fort dauernde Kränkung, Bekümmernis und Malaise gewesen. In fast stetem Verdruss, in Neid und Verfolgung habe

die Untersuchung bzw. die von Bach festgestellten Mängel der Orgel in der Wenzelskirche. Das vom Komponisten verfasste Gutachten fällt bei Weitem milder als im Roman aus: „Da Ew. Hoch Edlen und Hochweisen Rath der Stadt Naumburg Hochgeneigtst gefallen wollen uns Endes Unterschriebenen die Ehre zu erweisen, dero von Grund aus reparirtes und von Herrn Hildebrandten fast gantz neu erbautes Orgelwerk in der Kirche zu St. Wenzeslai zu visitieren, und nach dem darüber diesfalls aufgerichteten und uns überreichten Contract uns Examinieren zu lassen, Als ist solches von uns gewissenhaft und Pflichtmässig geschehen, und hat sich geäußert, dass alle und jede im Contracte Specificirte und versprochene Stücke, als Claviere, Bälge, Windladen, Canaele [...], wirklich dar sind, auch überhaupt alles und jedes mit Fleisse verfertiget und die Pfeifen aus versprochener Materia richtig geliefert worden; da denn zugleich nicht unerinnert bleiben kann, dass ein Blasebalg mehr, wie auch eine Stimme unda Maris genannt, so im Contract nicht befindlich eingebracht worden. Jedoch will nöthig sein, dass Hr. Hildebrandt angehalten werde, dass ganze Werk, von Stimmen zu Stimmen, noch mahlen durch zu gehen und eine bessere egalitet, sowohl in der Intonation, als Claviatur, und Registratur zu beobachten.“ (Bitter 1881: 35-36).

er leben müssen, was seine Gesundheit nunmehr gänzlich ruiniert. Er könne seit vierzehn Tagen nicht eine einzige Nacht Ruhe haben, kaum sitzen noch liegen, habe keinen Abort, leide an den heftigsten Wallungen des Geblüts, zuletzt an einem fatalen Magen Husten, habe für die Reise nach Naumburg eine ganze Apotheke einschlucken müssen. Einem siechenden, verlorenen Menschen müsse der liebenswerte Monsieur Silbermann in die Augen sehen. Einem gebrochenen Manne, der ...“ (Schneider 2009: 268-269).

Auch der auktoriale Erzähler trägt zur Demontage des Genies bei:

„Bach schwieg mitten im Satz und ächzte. Auf seinem hochroten eingefallenen Gesicht, das durch den zahnlosen Mund noch greisenhafter wirkte, zerfloss Puder und Schweiß zu dünnen Rinnsalen, rann an Stirn, Schläfen und Kinn hinab, tropfte auf Schultern und Knopfleiste des dunkelbraunen Gehrocks.“ (Schneider 2009: 269).

Nicht nur die idealisierten Vorstellungen des Genies werden im Roman dekonstruiert, sondern auch der Wissenschaftlerkult. Anlässlich der Restaurierung der Orgel treffen vier weltbekannte Forscher in Naumburg ein. Mit feinem Humor und lustvoller Ironie schildert Schneider die Bachexperten. Der mit dem Logo der Bachgesellschaft versehene BMW, in welchem sie durch Naumburg fahren, die teuren und eleganten Anzüge, ihre distanzierte, hochmütige Haltung den Hotelangestellten und dem Priester Dielsch gegenüber deuten auf ihre Überlegenheitsansprüche hin:

„»Da ist sie, die Klitsche!«, sagte Dr. Zinser abfällig und wischte mit dem Handrücken den Schweiß von seiner Stirn. »Die soll einer finden!« Das Hotel versteckte sich nämlich hinter einem Bauzaun, weil es gerade renoviert wurde. Erschöpft stiegen die vier Herren aus dem noblen BMW, streckten die Glieder und gähnten, ein Zufall, alle auf einmal.“ (Schneider 2009: 117).

Geltungssucht, Egoismus, übermäßige Eitelkeit und Arroganz sind die Hauptattribute, die den Bachexperten zugeschrieben werden könnten. Auf den Besuch der Forscher reagieren auch die Naumburger unterschiedlich. Während der Stadtpfarrer Dielsch eine unterwürfige Haltung einnimmt, scheint die Rezeptionistin des Hotels, in dem sie untergebracht werden, von den angesehenen Gästen wenig beeindruckt zu sein, sodass sie entschlossen ablehnt, das Gepäck der Gäste in ihre Zimmer zu tragen und diese „feindselig“ (Schneider 2009: 119) anschaut.

Ein achtungsvolles Verhalten zeigt auch Kemper. Obwohl er keine Einladung zu dem Empfang bekommt, der zu Ehren der Wissenschaftler organisiert wird, kann er dem Wunsch, die „prominentesten Bachforscher der Welt“ zu treffen (Schneider 2009: 120), nicht widerstehen:

„Oh, wie begehrte er, einer der ihnen zu sein! Wie gern hätte er dazugehört! Ein Rad im Getriebe der weltweiten Bachforschung! Ein Rädchen, seine-twegen auch nur eine winzige Sprungfeder! Aber dabei sein! Wie sehnte er sich danach, mitzudenken, mitzureden, mitzuforschen und an dem Mysterium Bach fort und fort zu schreiben! Wie lechzte er nach Anerkennung!“ (Schneider 2009: 123).

Die Anwesenheit der Forscher wirkt einschüchternd auf Kemper, der zu stottern beginnt. Das ganze Gespräch, das Kemper mit den Mitgliedern der Bachgesellschaft führt, ist folglich durch eine pathetische Ausdrucksweise gekennzeichnet. Kempers Vorstellungen von der Überlegenheit der Experten erweisen sich allmählich als unbegründet. Der Protagonist stellt enttäuscht fest, dass diese über „Belangloses“ (Schneider 2009: 131) sprechen, anstatt sich mit Bach, dem eigentlichen Forschungsgegenstand, auseinanderzusetzen. In einem dozierenden, ironischen Ton beginnen sie Kemper zu erklären, dass seine These über das Bestehen eines bisher unbekanntes Musikwerks Bachs völlig falsch sei. Professor Sperling und „sein ewiger Assistent“ (Schneider 2009: 230), Albert Zinser, die durch Kemper in den Besitz der Partitur gelangen, erkennen den Wert der Komposition nicht:

„»Es ist eine Fälschung, Zinser! Kapiert du's endlich? Und zwar aus der Feder unseres lieben Herrn Kemper! [...]«

Die Forscher blickten sich an. Auf einmal begannen sie so laut zu lachen, dass der junge Mann neben ihnen wieder aus dem Schlaf hochfuhr. Sie fanden nicht mehr in eine normale Konversation zurück. [...] Als Sperling schließlich wahllos einen Bogen aus der Mappe zog, ihn demonstrativ in die tiefstehende Sonne im Bullauge hielt und kein Wasserzeichen entdecken konnte, war Zinser von allen Bedenken befreit.

Beim Verlassen der Maschine – Zinser konnte es sich nicht verkneifen, geräuschvoll zu seufzen, als er an der Stewardess mit den opulenten Brüsten vorbeiging – flammte das Gelächter erneut auf.

»Echt oder nicht echt? Was meinst du?«

»Zum letzten Mal, Zinser: Die Partitur ist eine Fälschung!«

»Das hab ich nicht gemeint.«“ (Schneider 2009: 239-240).

Hinter dem wissenschaftlichen Jargon, der gehobenen und manchmal sogar bombastischen Ausdrucksweise steht nur das Streben nach Prestige

und öffentlichem Erfolg. Die Bachexperten zeigen kein Interesse für Kempers Ideen, weil dieser sich im wissenschaftlichen Bereich noch nicht etabliert habe. Wie im letzten Kapitel des Buches, das dem Autor selbst zufolge „fast ausschließlich aus Briefzitate[n] Bachs, seiner Söhne und Zeitgenossen montiert ist“³, finden sich in Kempers Gesprächen mit den Bachforschern zahlreiche Anspielungen auf die harschen Kritiken an den bisherigen Romanen Schneiders. So beschreibt Professor Sperling Kempers Studie über die Bachfamilie als „salbungsvolles, rührseliges Gestammel, das jeder Wissenschaftlichkeit entbehrt ...“ (Schneider 2009: 202). Auch Professor Sperlings Bücher bleiben von Kritik nicht verschont, denn diese seien nichts mehr als „[d]ürftige Analysen. Historisch fragwürdig. Selbstverliebt ohne Ende. Eine Stilblüte nach der anderen. Schwülstig. Adjektiv um Adjektiv. Stilistisch überhaupt das Letzte!“ (Schneider 2009: 12). Diese humorvolle Abrechnung mit der Literaturkritik, die auch eine „gehörig[e] Portion Selbstironie“⁴ einschließt, wie Peter Mohr in seiner Rezension zum Roman treffend bemerkt, stellt zugleich einen Versuch Schneiders dar, sich mit sich selbst zu versöhnen.

Jakob Kemper gehört zu den wenigen Figuren Schneiders, die nicht zugrunde gehen. Die große Diskrepanz zwischen Kempers Vorstellungen von den Bachexperten und deren Verhalten führt zu einer erschütternden Enttäuschung. Erst nach dieser völligen Desillusionierung sieht der Protagonist des Romans ein, dass sein Scheitern im engen Zusammenhang mit seinen hohen Erwartungen an sich selbst und an andere steht. Sein hartnäckiges Festhalten an einem destruktiven Ideal erweist sich als Ursache seines Unglücks. Letztlich gelingt es Kemper, seine Minderwertigkeitsgefühle und den Tod des älteren Bruders zu überwinden. Der Protagonist versöhnt sich mit seiner Vergangenheit und fasst den Entschluss, die magische Partitur in das Orgelgehäuse zu verstecken. Dadurch gibt er auch seinen Traum auf, öffentliche Anerkennung zu finden, denn „[b]erühmt sein ist wie Fegefeuer.“ (Schneider 2009: 188). Endlich befreit er sich von der Last der Ideale, die ihn beinahe erdrückt haben.

Literatur

*** 2009: *Robert Schneider im Interview*. <https://www.vol.at/robert-schneider-iminterview/news-20091001-11062330> (11.09.2022).

³ <https://www.vol.at/robert-schneider-iminterview/news-20091001-11062330> (11.09.2022).

⁴ <https://titel-kulturmagazin.net/2008/04/24/roman-robert-schneider-die-offenbarung/> (12.09.2022).

- BITTER, Carl Hermann 1881: *Johann Sebastian Bach*, Berlin, Wilhelm Baensch Verlags-
handlung, Bd. 2, 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl.
<https://play.google.com/books/reader?id=940BAAAAQAAJ&pg=GBS.PP1&hl=en>
(11.09.2022).
- MOHR, Peter 2008: *Vom Vorarlberg nach Naumburg. Robert Schneiders Roman „Die
Offenbarung“*. In: „Titel. Kulturmagazin“, 24. April 2008. [https://titel-kulturmagazin.
net/2008/04/24/roman-robert-schneider-die-offenbarung/](https://titel-kulturmagazin.net/2008/04/24/roman-robert-schneider-die-offenbarung/) (12.09.2022).
- SCHNEIDER, Robert 2009: *Die Offenbarung*, Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag.
- STÂNGĂ, Maria 2010: *Facetten der Außenseiterexistenz in Robert Schneiders Roman
Die Offenbarung*. In: „Zeitschrift der Germanisten Rumäniens“, 19. Jahrgang, H. 1-2
(37-38) Januar-Dezember 2010, S. 219-232.
- STEINMETZGER, Ulrich 2007: *Gescheit und doch gescheitert*. In: „Sächsische Zeitung“,
10. November 2007, o. S.